

Baguette zu Weihnachten

Vor 75 Jahren ging der Zweite Weltkrieg zu Ende – Jutta Fichtner erinnert sich an die französische Familie, die danach bei ihnen einzog

LAHR. In den vergangenen Wochen hat die Badische Zeitung einige Zeitzeugenberichte veröffentlicht, die sich mit der Kriegszeit und dem Kriegsende des Zweiten Weltkriegs beschäftigten. In den folgenden Erinnerungen wird die Zeit danach beleuchtet. Heute: Ein Bericht von Jutta Fichtner, die die Besetzung durch die Franzosen als kleines Mädchen erlebte.

Ich war fast fünf, mein Bruder sieben und der Krieg soeben zu Ende. In unserer kleinen Welt hatte sich manches verändert. Endlich keine Sirenen mehr, kein unheilvolles Dröhnen am Nachthimmel und trüb-roter Feuerschein, der sich zuckend in den Wolken spiegelte, keine Nächte mehr im Keller zusammen mit Menschen voller Angst, die weinten und beteten. Gelieben war der tiefe Bombentrichter vor unserem Haus, ein mannshohes Loch in der Küchenwand und die leeren Fensterhöhlen im Treppenhaus, die schließlich mit Brettern zugenagelt wurden.

Wir hatten den Krieg nicht in seiner furchtbarsten Ausprägung erleben müssen, aber wir waren in namenloser Angst von Mutter über das freie Feld zum schützenden Waldrand gezerrt worden, als tief fliegende Jagdbomber auf einzelne Fußgänger Jagd machten, hatten den Mann, der eben noch dicht hinter uns gelaufen war, reglos auf dem Acker liegen sehen. Und wir hatten vor dem Krankenhaus gewartet, wenn Mutter das Mädchen aus dem zerstörten Eckhaus besuchte, weil es ja nun keine Eltern mehr hatte, die das hätten tun können.

Neu und ungewohnt war vor allem, dass Mutter uns jetzt häufig alleine ließ. Es war nicht zu übersehen, wie unger-



Planen auf den Dächern und Bretter vor den Fenstern: Viele Häuser in Lahr wurden nach Kriegsende vorerst notdürftig in Stand gesetzt, damit die Bewohner weiterhin darin leben konnten.

FOTOS: STADTARCHIV / REPRO: MICHAEL BAMBERGER



nen Sie das tat, und wir Kinder machten es ihr nicht eben leichter. Aber sie konnte uns auf ihren Wegen wirklich nicht gebrauchen, und unser Jammern und Bitten ging unter in einem Berg von Ermahnungen: Ja nicht die Küche zu betreten, wo der Nussbaum seine versengten Zweige anklagend durch die zerstörte Mauer streckte, die Wohnung nicht zu verlassen, brav zu sein und nicht zu streiten und vor allen Dingen nicht die Haustür zu öffnen. Verlassen standen wir am Fenster und sahen ihr nach, wie sie auf dem Fahrrad davonstrampelte, ein wenig schwankend beim Aufsteigen unter dem Gewicht des hoch beladenen Gepäckträgers.

Mutter fuhr zum Hamstern auf die umliegenden Dörfer und tauschte nach und nach ihre Aussteuer, Urgroßvaters echt goldene Taschenuhr und unsere Babykleidung in Kartoffeln, Eier und hin und wieder ein Stück Speck um. Auch die Kette mit dem glitzernden Kreuz, die ich immer so an ihr bewundert hatte, war eines Tages verschwunden; wirklich schmerzlich berührte mich aber nur der Verlust meines Kinderwagens, der doch jetzt eigentlich Puppe Karla gehörte, und auch Mutters Schilderung, wie sich die junge Frau mit dem Baby über den Wagen gefreut hätte, konnte mich nicht trösten.

Wenige Tage später wurde Mutter auf die Kommandantur bestellt und kam in heller Aufregung nach Hause. Denn wir würden eine Einquartierung bekommen, schon morgen würden Monsieur und Madame Bonneville mit ihren Kindern Monique und Paul bei uns einziehen. Wir waren voller Erwartung und mächtig gespannt auf die neuen Mitbewohner, Mutter offensichtlich weniger. Mit finsterner Miene räumte sie Vaters Schreibtisch aus und brachte seine persönlichen Sachen im Wohnzimmer unter. Nur die schwere Bronzefigur vom „Alten Fritz“ auf dem Bücherschrank vergaß sie. Damit sollte sie Bonneville eine unerwartete Freude

machen: Sie hielten ihn für Napoleon und einen besonderen Willkommensgruß.

Monsieur trug die blaue Uniform, die ich nun schon kannte und ein Oberlippenbärtchen, so etwas hatte ich noch nie gesehen. Ein Mann im Haus war ohnehin befremdend; Vater kannte ich nur von dem Foto auf Mutters Frisiertisch und von ihren Erzählungen. Auch Onkel Karl galt als vermisst.

Noch mehr aber beeindruckte mich Madame. Sie war wunderschön, und ich stand stumm und staunte. Nie hatte ich so langes lockiges Haar gesehen, das bis fast zur Taille fiel, nie einen Mund, der ebenso rot leuchtete, wie das märchenhafte Kleid, und dann dieser Duft, der hinter ihr her wehte! Nie trug sie eine Schürze, nie sah ich sie beim Putzen oder Wäsche waschen – dafür kam jeden Dienstag ein deutsches Mädchen ins Haus – und gerne gab sie zu verstehen, dass sie Besseres gewöhnt war, sich schmerzlich zurücksehnte in jenes ferne Märchenland, aus dem sie gekommen war.

Familie Bonneville mit ihren zwei Kindern wurde bei uns einquartiert.

Oft saß sie im Morgenrock mit silbrigen Röllchen im Haar noch beim Frühstück, wenn aus Mutters Töpfen schon der Kohl fürs Mittagessen dampfte; dann war sie nicht ganz so schön anzusehen, aber am Abend, wenn Monsieur nach Hause kam, verwandelte sie sich wieder in eine Märchenfee, und dann gingen sie aus. Mir war klar, dass sie auf jenen rauschenden Bällen weilten, auf denen man zu himmlischen Klängen über glänzendes Parkett schwebte und an festlich gedeckten Tafeln Gebratenes und Gesottenes aß. Die Märchen waren Wirklichkeit geworden und in meine Nähe gerückt. Doch das Märchen nahm ein schnelles, unromantisches Ende.

Einige Wochen vor Weihnachten kam Monsieur alleine vom Ball zurück. Er war bleich und verstört, holte Koffer aus der Abstellkammer und verschwand im Zimmer. Am nächsten Morgen bat er, immer noch bleich aber gefasst, Mutter um ein Gespräch unter vier Augen. Madame habe ich nie wieder gesehen. Sie musste we-

gen Familienangelegenheiten dringend nach Frankreich zurückfahren, wie man uns Kindern erklärte, und Monique und Paulo kamen in Mutters Obhut. Plötzlich hatte ich eine Schwester. Monique war in meinem Alter, fast einen halben Kopf kleiner und unglaublich quirlig. Den ganzen Tag hüpfte und tanzte sie durch die Wohnung, lachte und redete mit Händen und Füßen, und ich war hin- und hergerissen von ihrem Charme. Die fremde Sprache störte kaum. Mütter haben auf der ganzen Welt die gleichen Sorgen, Puppenmütter auch. Moniques Puppe Juliette stand Madame an Schönheit nicht nach. Sie war ebenso sorgfältig gelockt und geschminkt und ebenso prächtig gekleidet, und ihre braunen Glasaugen sahen sehnsüchtig in die Ferne.

Ich betrachtete sorgenvoll meine geliebte Puppe Karla, genannt nach dem gleichfalls heiß geliebten Onkel Karl. Ob sie einen Vergleich wohl aushielt? Karla war aus einem Strumpf entstanden, hatte aufgestickte blaue Augen und einen roten Lächelmund; ihre Zöpfe waren aus Wollresten und fielen nicht glänzend über den Rücken, und wie hausbacken hörte sich ihr Name an neben dem fremdländischen Juliette. Dass mein großer Bruder sie zudem wegen ihrer etwas schlaff geratenen Arme und Beine despektierlich Schlenkerkarlinchen getauft hatte, war zwar ärgerlich, hatte aber bisher meiner Liebe zu beiden keinen Abbruch getan.

Monique gewann zunehmend an Bedeutung für mich, und wir lernten schnell voneinander. Streit gab es gelegentlich um Karlinchen. Seltsamerweise gab Monique meinem schlichten Kind den Vorzug vor der eleganten Juliette und wollte beim Spiel gerne tauschen. Verlockend kam hinzu, dass Karla über einen ganzen Koffer voll selbst genähter Kleider verfügte, während Juliette Tag und Nacht aus ihrem Rüschenkleid nicht herauskam.

Weihnachten kam näher, und wir wurden früher ins Bett geschickt als sonst, selbst die Gute-Nacht-Geschichten fielen spärlicher aus. Kaum war das Licht gelöscht, konnten wir hören, wie Mutter sich einschloss, und Felix behauptete entdeckt zu haben, dass das Licht dort die halbe Nacht hindurch brannte. Am Tag des Heiligen Abends waren wir aufgeregt, wie alle Kinder. Mutter war stiller als sonst und hatte verweinte Augen. Die Hoffnung, dass Vater zu Weihnachten

heimkommen oder doch wenigstens schreiben würde, hatte sich nicht erfüllt. Wie in so vielen Familien legte sich die Ungewissheit über das Schicksal der Väter, Brüder und Söhne wie ein grauer Schleier über die Festtage. Wir schlossen uns pflichtschuldig für ein Weilchen der Trauer an, aber tatsächlich vermissten wir nichts, hatten Weihnachten mit einem Vater nie bewusst erlebt und feierten vielmehr dem Abend entgegen.

Moniques Puppe Juliette stand Madame an Schönheit nicht nach.

Nun brannten in der Küche, dem einzigen beheizten Raum, ein letztes Mal die Kerzen am Adventskranz, und wir sangen mehr oder weniger froh. Da ging plötzlich die Haustür, und Männer Schritte kamen näher. „Le Père Noël“, murmelte Paulo und flüchtete sich auf Mutters Schoß. Eine große Kiste wurde hereingeschoben, und dann ergoss sich ein Füllhorn unvorstellbarer Schätze über unseren Kü-

chentisch: langes, knuspriges Weißbrot, Butter, Kaffee, Zucker, Orangen, Schokolade und immer noch mehr. „Es reicht für uns alle“, sagte Monsieur vergnügt und freute sich an dem Staunen.

Als es dämmrig wurde, ging Mutter ins Weihnachtszimmer, um ausnahmsweise dort anzufeuern, damit das Christkind nicht frieren musste. Und endlich, endlich ertönte das silberne Glöckchen, wir durften eintreten. Das Christkind war da gewesen und hatte etwas von seinem Glanz zurückgelassen und dazu noch wunderbare Geschenke. Für jedes Kind hatte es mollige Hausschuhe mit dicken, warmen Filzsohlen genäht und dazu ein Hexenhaus gebacken, hinter dessen Fensterchen ein geheimnisvolles blaues Licht glimmte. Es war überwältigend.

Dieser Text ist ein Zeitzeugenbericht, kein redaktionell verfasster Beitrag. Die Ausführungen schildern die subjektiven Erlebnisse der Erzählerin.

Alle Zeitzeugenberichte, dazu Fotos und Videos stehen im Online-Dossier unter www.badische-zeitung.de/kriegsende



Metertiefe Bombentrichter klafften in Straßen, Höfen und Gärten.